

schaffen. An der langen Diskussion sind auch die Meinungen zur Einschätzung der Kulturingenieure seitens der Bauingenieure interessant. Etwa anzutreffende Gering-schätzung wurde vor allem auf zwei Gründe zurückgeführt: Erstens die sehr mangelhafte Orientierung über Arbeitsgebiet und Leistungen der kulturtechnischen Fachleute und zweitens den hauptsächlichsten Kontakt der Bauingenieure mit nicht diplomierten und einen ungünstigen Eindruck hinterlassenden Kulturingenieuren. Als in der Bundesratssitzung vom 16. April 1921 von Rentabilitätsberechnungen für Bodenverbesserungen die Rede war, fielen auch Bemerkungen zur fachlichen Qualifikation der Projektverfasser: «Von anderer Seite wird neuerdings betont, dass auf diesem Gebiet infolge ungenügender Vorbildung der jetzt tätigen Kulturingenieure zu sehr nach einer Schablone gearbeitet, dass die verschiedenartigen Verhältnisse der einzelnen Fälle zu wenig berücksichtigt werden, was da und dort unzweckmässige Projekte und meist übertrieben hohe Kosten zeitige.» Die Beamtenkonferenz des gleichen Jahres stellte dazu fest, tatsächlich seien während des Krieges Fehler begangen worden, man sei aber jetzt so weit, «sich von diesem Geist zu befreien». Die im Bundesrat gefallene Kritik veranlasste übrigens den Schweizerischen Schulrat, die Einberufung einer Konferenz zur Organisation des kulturtechnischen Versuchswesens anzuregen.

Ein entscheidender Schritt in der Ausbildung wurde um die Wende des Jahrzehnts getan: Im Herbst 1920 stellt ein Rapport aus der Waadt fest, Kulturingenieur Diserens, Chef des dortigen Meliorationsamtes, sei als Professor an die ETH berufen worden. An der Konferenz der Beamteten vom 31. Juli 1921 figuriert er dann in der neuen Funktion. Damit erhielt die Abteilung für Kulturingenieurwesen erstmals einen wirklich eigenen Dozenten.

Auswirkungen in der Praxis

In seiner Druckschrift «Das Bodenverbesserungswesen der Schweiz» schrieb Strüby 1922,

- mit Ausnahme von sechs Kantonen hätten sonst alle diplomierte Kulturingenieure als Beamte angestellt,
- in den Ausnahmekantonen würden die Bodenverbesserungsgeschäfte durch Kantonsingenieur, Forstamt oder Vermessungsamt besorgt,
- im ganzen Lande bestände nur ein halbes Dutzend privater Büros mit einem diplomierten Kulturingenieur als Inhaber,
- wegen der weitgehenden Einspannung der kantonalen Beamten in die Projektierung etc. sei die Tätigkeit der privat praktizierenden Kulturingenieure sehr eingeschränkt,
- diese Verhältnisse seien anfänglich zweckmässig gewesen, nun aber ungenügend und hemmend geworden,

– die kantonalen Beamten sollten sich auf die wirklich dem Staate obliegenden Pflichten zurückziehen.

Probleme von gestern – und heute

Einige die Ausbildung und Stellung des Kulturingenieurs beleuchtende Voten fielen an der Konferenz der Beamteten vom 25. Mai 1923. Es stand ein Vorschlag des Schweizerischen Bauernverbandes zur Revision des Landwirtschaftsgesetzes zur Diskussion, welcher als Projektverfasser «in der Regel» diplomierte Kulturingenieure vorsah; Konferenzteilnehmer setzten sich für Aufnahme in den Text auch der Grundbuchgeometer ein, welche namentlich bei Güterzusammenlegungen in der Vergangenheit sehr Tüchtiges geleistet hatten. Einmal mehr wurde zusammenfassend betont, so oder so dürfe das Meliorationswesen nicht durch Pfscharbeit von Dilettanten und «Universaltechnikern» (so Strüby) in Misskredit kommen. Die Schlussformel lautete schliesslich auf gute Zusammenarbeit zwischen beiden Disziplinen. Nicht neu in der ganzen Entwicklung war der protokollierte Satz: «Die Verwirrung der öffentlichen Anschauung rührt fast ausschliesslich von der wenig zielbewussten Leitung an unserer Hochschule mit ihren fortwährenden Änderungen im Lehrplan her.»

Streiflichter

Eduard Imhof

Der weltbekannte Kartograph und Absolvent der Abteilung VIII hat noch kurz vor seinem Tode am 27. April 1986 den folgenden Beitrag speziell für diese Festschrift verfasst. Seine amüsanten und unterhaltsamen Plaudereien gehen bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges zurück und lassen frühere Persönlichkeiten und Episoden aufleben.

Ce carthographe de renommée mondiale, diplômé de la section VIII a, juste avant sa mort survenue le 27 avril 1986, spécialement rédigé cet article pour cette brochure. Son bavardage, amusant et divertissant, nous ramène vers la première guerre mondiale et nous fait revivre d'anciennes personnalités et épisodes.

Im Herbst 1914, unmittelbar nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, betrat ich als junger Student erstmals die Hör- und Übungssäle unserer ETH.

Zwei Jahre zuvor war in der Schweiz ein neues Zivilgesetz in Kraft getreten. Es sah landesweit eine Grundbuchvermessung vor. Im Amt für Landestopographie hatte man schon Jahre zuvor von solch kommenden Dingen Lunte gerochen und die Beschaffung ausreichend genauer geodätischer Grundlagen für die kommenden

Planwerke eingeleitet. Zur Bewältigung und Fortführung solcher Unternehmungen benötigte man unter anderem auch entsprechend ausgebildeten akademischen Nachwuchs.

Damals bestanden an der ETH u.a. die Lehrabteilung II für Bauingenieure und die Abteilung VIII für Kulturingenieure. Diese letztgenannte, wohl infolge ihrer Wahlverwandtschaft mit agrarischem Dünger, schien indessen unserm geodätischen Hochadel doch etwas anrühlich. Man

suchte daher für die Vermessungsknaben einen Unterschlupf in der Abteilung II für Bauingenieure. Auch ich befand mich nun als Studiosus in solch «zehnkärätiger» Subsektion Vermessung dieser Eisenbetonabteilung. Solche Regelung blieb lange Jahre bestehen, bis triftige Gründe dann doch zur Umlagerung der Vermesser in die Abteilung VIII führten. Diese, dadurch veredelt, wurde nun umbenannt in «Abteilung für Kulturtechnik und Vermessung». Damals, als weltfremdes Studentlein, hatte ich von all solch hinterlistigem Getriebe keine Ahnung. Es herrschte ja Krieg. Auch ich steckte, wie die meisten meiner Kameraden, von 1915 bis 1918 immer wieder im Waffenrock. Hin- und hergerissen zwischen den Hörsälen der Hochschule in Zürich und den Waffenplätzen am Monte Ceneri, in Airolo und Andermatt, waren meine Erlebnisse jener Jahre wahre geistige und körperliche Wechselbäder. Durch solch zerfetztes Studium sah ich mich genötigt, die normal übliche, damals sieben Semester umfassende Minimalstudiendauer um ein Jahr zu verlängern. Was aber indessen in den Gehirnzellen der Geodäsiekönige vor sich ging, blieb mir verborgen. Ich lebte in meiner ei-



Dr. h.c. Fridolin Becker (1854–1922), Professor für Topographie, Plan- und Kartenzeichnen 1901–1921. Aufnahme etwa 1910.

genen Welt, war leidenschaftlicher Bergkraxler und Felszackenzeichner, überdies ein Landkartennarr. Ich wusste aber bereits, dass man die damaligen schweizerischen Gebirgskarten mittels des Messstischverfahrens aufgenommen hatte, und ich dachte, dass dies immer so oder ähnlich weitergehen werde. Somit meine Berufsvision: Als Messstischtopograph messend und zeichnend durch die alpinen Herrlichkeiten streifen.

Im Laufe meiner Studienjahre geriet ich bald unter die Fittiche der beiden fachbereichlich zustehenden Herren, der Professoren Fridolin Becker und Fridolin, resp. «Fritz» Baeschlin. Diese beiden Fridoline stammten aus dem Ländchen hinter dem Glärnisch, beide hatten es im Militärdienst zu Obersten gebracht. Das war aber auch alles Gemeinsame. Sie liebten sich nicht. Becker, damals bereits ein Graubart, war einstiger erfolgreicher Messstischtopograph, Kartenkünstler, musischer Philosoph, gewandter Schriftsteller und Prediger. Immerfort träumte und erzählte er von seinen einstigen Aufnahmen in den Steinwüsten der Karrenalp (Charretalp) zwischen Linth und Muotta. Daher kannten ihn alle Glarner als den «Charebagger» (Karren-Becker). Völlig gegensätzlicher Art war sein um Jahrzehnte jüngerer Kollege Baeschlin, ein draufgängerischer Tatmensch, hervorragender Vertreter seiner Lehrgebiete, sowohl der «niedereren» wie der «höheren» Geodäsie.

Einst während eines Vermessungskurses im Jahre 1919 zu Glarus flüsterte mir Baeschlin ins Ohr: «Der dort, der Begger, kann ja nicht einmal den Rechenschieber erklären». Becker aber, nicht weniger aggressiv, schlich sich tagsdrauf an mein anderes Ohr heran: «Der dort, mein Kollege

Baeschlin, kann ja keinen Strich zeichnen, nicht einmal den Bleistift spitzen kann er!» Was ich daraus lernte: Beurteile deine Mitmenschen nie nach fremdem Gerede, sondern verlass dich auf die eigenen Beobachtungen und Erfahrungen.

Baeschlin verfügte während all der Jahre über eine trompetenhaft sonore Stimme. «Fritz, warum brüllst Du denn eigentlich immer so?» fragte ihn einst während einer Konferenz der unseren Lesern wohl bekannte Landestopographiedirektor Simon Bertschmann. Auch im Militärdienst führte Baeschlin sein Infanterieregiment recht



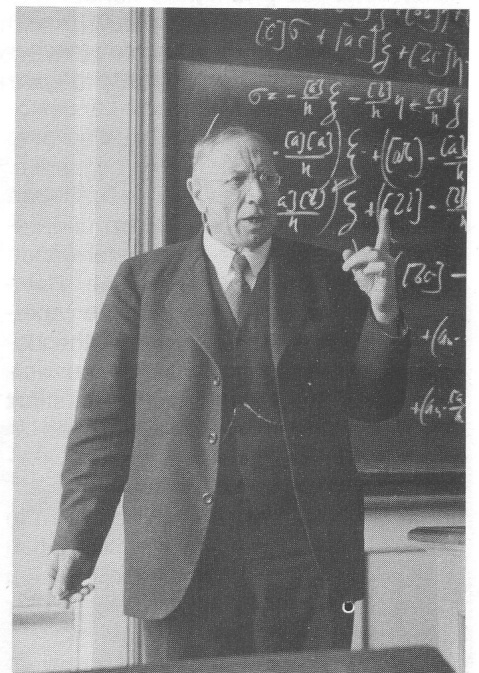
Dr. h.c. Heinrich Wild (1877–1951), genialer Schöpfer neuzeitlicher geodätischer Instrumente.

lautstark. Seine Soldaten kannten ihn, den Glarner, nur unter dem Namen «Uristier». Wir Studenten, wir sassen bereits im 5. Semester, baten einst Baeschlin, uns über die damals bereits herumgetuschelte «Photogrammetrie» zu orientieren. «Das ist nichts für Euch», schrie er, «Photos sind Helgen, mit Helgen kann man keine Vermessung machen!»

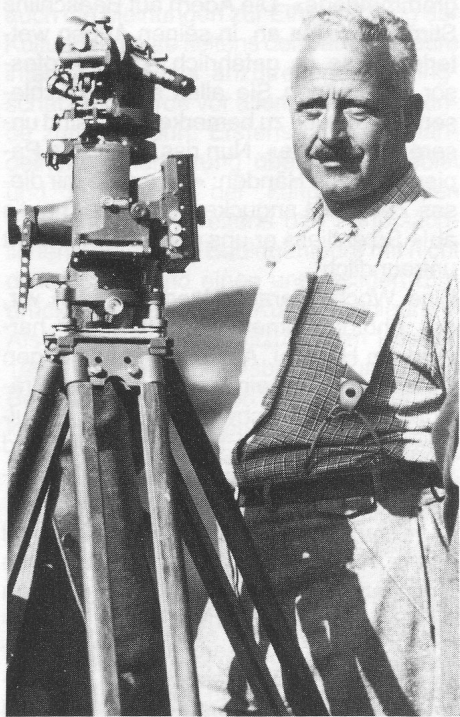
Schon ein Jahr darauf aber kündigte unser «Studienplan» eine Vorlesung «Photogrammetrie» an. Nun also gings los. Schweizeland, wach auf! Jede Woche eine Stunde lang sassen wir mit rasender Neugier vor solch einem Propheten. Es war ein in Zürich stadtbekannter Photograph. Der gute Mann aber hatte von Geometrie, von Vermessung, von Topographie offenbar noch nie etwas gehört. Eifrigst «protokollierten» wir seine Sprüche. Schliesslich, nach vier Wochen etwa, hatten wir die Sache gründlich satt. Der Student Hans Härry (er war Jahrzehnte später Chef der Eidgenössischen Direktion für die Grundbuchvermessung), der Student Viktor Untersee (später Chef der Geodätischen Abteilung der Eidg. Landestopographie) und ich wurden von unseren Kameraden beauftragt, bei Baeschlin vorstellig zu werden. Wir wagten den gefährlichen Gang. «Was wollt Ihr?» empfing uns der Gewaltige. Tapfer brachten wir unsere Be-

denken vor gegen solch sinnlose «Photogrammetriade». Die Adern auf Baeschlins Stirn schwellen an, in seinen Augen wetterleuchtete es gefährlich. «Herr Professor, da können Sie alles selber nachlesen», wagte ich zu bemerken, «da sind unsere Kolleghefte». Nun riss er uns die Papiere aus den Händen: «Ich werde mir dieses Zeug mal angucken, nun aber haut's ab!» So entliess er uns grinsend und nicht unfreundlich.

Eine Woche darauf: Wieder sassen wir, der photogrammetrischen Wunder harrend, im Hörsaal. Anstelle des bisherigen Dozenten trat herein der Sekretär des Präsidiums des Schweizerischen Schulrates: Er stellte sich vor uns hin und sprach: «Die Vorlesung über Photogrammetrie ist aufgehoben» und verschwand. Viele Jahre später erlebte ich in Istanbul einen Vorfall, der mich lebhaft an jenes Geschehen erinnerte: An der dortigen Technischen Hochschule wirkte ein einstiger Absolvent unserer ETH, Professor Brandenberger. Ich besuchte ihn, wir spazierten durch Vorstadtgassen. Da rauschten sechs bunte türkische Zigeunerweiber heran. Photomodelle echter Garnitur. Wir stellten unsere Photokanonen in Schussbereitschaft. Im selben Augenblick erhob sich öffentlicher Aufruhr, Polizei eilte herbei. Wollen uns die Kerle an die Gurgel? Rasch zog Brandenberger seinen Personalausweis aus der Tasche. Darin war dokumentiert: Professor für Photogrammetrie an der staatlichen technischen Hochschule in Istanbul. Die Gesetzeshüter guckten, stutzten: «Aha, Professor für Photographie an unserer höch-



Dr. h.c. Fritz Baeschlin (1881–1961), Professor für Geodäsie und Topographie 1909–1946. Rektor der ETH 1935–1939. Fotografiert während der Vorlesung, etwa 1933/34 von stud. Verm.-Ing. Max Brenneisen.



Dr. Max Zeller (1891–1981), 1935–1961 Professor für Photogrammetrie mit einem Phototheodoliten für terrestrische Photogrammetrie.

sten Staatsschule, da dürfen sie fotografieren, was sie wollen!»

War es wohl einst ein Türke gewesen, der unsere Schulbehörde in Zürich im Jahre 1917 über Photogrammetrie aufgeklärt hatte?

Baeschlin warf bald nach jenem Intermezzo sein Steuer herum. Saulus wurde zum Paulus. In Jena, in Wien, in Bologna und an anderen Orten suchte man sich durch Entwicklung photogrammetrischer Aufnahme- und Auswertegeräte gegenseitig zu überlisten. An unserer Landestopographie hatte man ebenfalls mit solchen Neuheiten zu experimentieren begonnen. In Flums errichtete der Geologe Dr. Robert Helbling sein Vermessungsbüro und begann probeweise die Churfürstenwände photogrammetrisch aufzunehmen. Heinrich Wild, unser genialer Instrumentenerfinder, konstruierte einen Phototheodoliten und ein traumhaft tückisches Auswertegerät. Albert Schmidheini, unterstützt durch Helbling und Wild, errichtete in Heerbrugg seine Konstruktionswerkstätten. Die dortige Firmengründung erfolgte dann im Jahre 1921. Und auch in Aarau bei Kern wehte im Instrumentenbau neuer Wind. Es handelte sich damals um terrestrische Photogrammetrie, bald aber auch um Versuche mit Luftaufnahmen.

Im Frühjahr 1919 bestand ich die Diplomprüfung als Vermessungsingenieur. Es bot sich mir die Möglichkeit, als Topograph bei der Landestopographie einzutreten. Baeschlin durchkreuzte diesen Plan: «Sie gehen jetzt nicht nach Bern, Sie bleiben bei mir, Sie sind jetzt Assistent an unserm

Geodätischen Institut.» Nun, so war ich es eben. Ich laborierte dann während eines Semesters an allerlei neuen Messgeräten herum und wirkte in Baeschlins Übungen und Kursen mit.

Das darauf folgende Wintersemester stand vor der Tür. Da piff mich eines Tages der Herr Schulratspräsident, Prof. Dr. Robert Gnehm, zu sich: «Sie wissen, Herr Imhof, Professor Becker ist schwer erkrankt, er kann im kommenden Semester seinen Unterricht nicht aufnehmen, ich erteile Ihnen den Auftrag, ihn zu vertreten.» Ich purzelte wie ein Ikarus aus allen Wolken. Gestern noch Knechtlein, heute Halbrott, Dozent an unserer unermesslich hohen Schule!

Wohl oder übel, so tat ich es. Dabei hatte ich, wie Becker es getan, die Studenten in die Künste des technischen Zeichnens (Planzeichnen, Topographisches Zeichnen) einzuführen, aber auch, wie es Becker seit jeher ebenfalls getan, in den Sommersemestern bei den Vermessungs-Feldübungen und Kursen instruierend mitzuwirken.

In jenem stürmischen Herbst 1919 wurde ich, wiederum als Beckers Stellvertreter, beauftragt, an der Militärwissenschaftlichen Abteilung unserer Hochschule den Unterricht in Gelände- und Kartenlehre zu erteilen. Als mir der Vorsteher dieser Schulabteilung, der ehrenwerte, alte Oberstkorpskommandant Weber väterlich freundlich dies eröffnete, platzte ich heraus: «Aber ich bin ja erst Leutnant!» Weber aber schmunzelte: «Ob Leutnant oder General, dies ist egal. Sie können es, also tun Sie es!»

Einige Zeit nach jenem Intermezzo mit der annullierten Photogrammetrie wurde der Unterricht in diesem neuen Lehrgebiet er-



Dr. h.c. Eduard Imhof (1895–1986), Professor für Plan- und Kartenzeichnen, Topographie und Kartographie 1925–1965. In einem Vermessungskurs, etwa 1942.

neut aufgenommen. Baeschlin selbst war es damals, der uns mit einigen Lektionen beglückte. Bald darauf war dann Dr. Max Zeller, ein Ingenieur bei der Eidg. Landestopographie, mit einem entsprechenden Lehrauftrag betreut worden.

Im Jahre 1922 wurde Fridolin Becker durch den Tod von schwerem Leiden erlöst. Unsere Schulbehörden aber liessen



Dr. E.h. Fritz Kobold (1905–1985), Professor für Geodäsie und Topographie 1947–1974. Neben ihm mit einem Bündel Jalons der legendäre Ferdinand Schorp (1890–1976), unter Prof. Baeschlin und Prof. Kobold lange Jahre Mechaniker und Materialverwalter am Geodätischen Institut, daneben stud-ing. Linder. Vermessungskurs Davos-Wolfgang 1952.

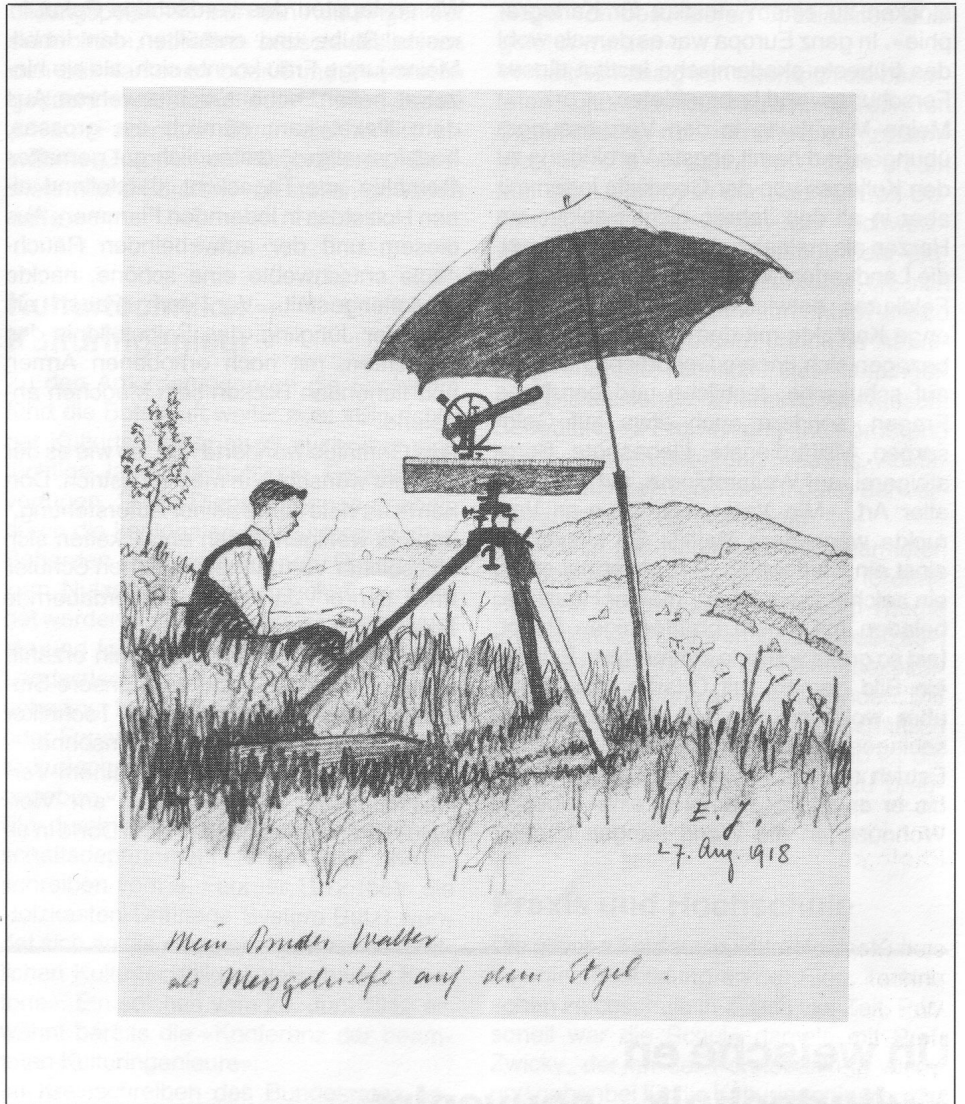
mich, nach wie vor, als Stellvertreter des Toten in Karten und Plänen wühlen. Warteten sie auf einen ihnen und mir unbekanntem Landkartenmessias?

Ich übte mich indessen in Geduld, richtete aber, unabhängig von meinem Lehramt, in meiner Wohnung mein eigenes Landkarten-Herstellungsatelier ein und hatte damit vollen Erfolg. So verstrichen die Jahre. Dann aber, an einem schönen Frühlingstage anno 1925, fauchte mich unser Schulratssekretär, ein bärbeissiger Herr Müller, an: «Jetzt schreiben Sie doch endlich einmal Ihre Bewerbung! Ihre Stelle ist ja schon längst im Bundesamtsblatt ausgeschrieben!»

«So spielt ich denn, wie er's befahl, ganz ohne Vorspiel den Choral!»

Worauf dem hohen schweizerischen Bundesrat offenbar nichts anderes übrig blieb, als mir die Urkunde meiner Wahl zum Professor zuzustellen. Bald darauf wurde auch Max Zellers Lehrauftrag in eine entsprechende Professur umgewandelt.

Während all der Jahre hatte ich mich bemüht, mein topographisches und kartographisches Wissen und Können weiter aufzustoeken. Durch den grossen Krieg hatte sich die Welt verändert, sie war im Umbruch, dies auch bezüglich der Kartographie. Bisherige vorwiegend handwerklich-traditionelle Landkartengraphik genügte neuem Ansturm nicht mehr. Inhaltlich oft schlecht redigiert, graphisch ungeschickt konzipiert, mangelhaft reproduziert, schwer nachführbar, so erschienen mir damals allzu viele Karten, auch solche ausländischer Herkunft. Neuartige Karten verschiedenster Inhalte und für mannigfache Bedürfnisse, neue Herstellungstechniken usw. verlangten nach intensiver und auch akademischer Pflege. Kaum fest auf meinem «Lehrstuhl» sitzend, gelang es mir, dieses geistige Sitzmöbel aufzu-



Mein Bruder Walter als Messgehilfe auf dem Etzel. Gezeichnet am 27. August 1918 von Eduard Imhof, während der Aufnahmen zur Diplomarbeit. In dieser Arbeit, heute aufbewahrt in der Wissenschaftshistorischen Sammlung der ETH-Hauptbibliothek, sind u.a. alle Instrumente genau aufgeführt und beschrieben, so auch: Kippregel Nr. 252 mit Kiste und Schraubenzieher, altes Messinginstrument (folgt genauere Beschreibung mit Foto), 1 Messtisch mit Stativ, 1 Schirm mit Stock usw.



Das Kartographische Institut der ETH. Es befand sich seit Wintersemester 1923/24 bis 1976 im 2. Stock des Hauptgebäudes. Hier eine Aufnahme aus dem Jahre 1954 mit dem Modell des Bletschhorns und dem Kartengemälde vom Walensee, sowie Dr. Heinz Aeschlimann, Paolo Miglioretto und Prof. Ernst Spiess, damals noch Student.

stocken zu einem «Institut für Kartographie». In ganz Europa war es damals wohl das früheste akademische Institut dieses Forschungs- und Lehrgebietes.

Meine Mitwirkung in den Vermessungsübungen und damit engste Verbindung zu den Kollegen von der Geodäsie lagen mir aber in all den Jahren nicht weniger am Herzen als meine papierenen Schützlinge, die Landkarten. Während der alljährlichen Feldkurse entwickelten sich stets auch enge Kontakte mit den Studenten. Dabei bezogen sich unsere Gespräche nicht nur auf schulische, fachliche und berufliche Fragen, sondern auch etwa auf Geldsorgen, Militärdienste, Liebesnöte, Bergsteigerei, auf Weltprobleme, auf Anliegen aller Art. «Min Vater tuet wie-n-en Veruckte wäge dem Maitli!» So klagte mir einst ein Studentlein. Ein andermal stand ein solcher Bursche vor meiner Haustüre, beladen mit einem brettförmigen Paket, fast so gross wie eine Zimmertüre. Er habe ein Bild gemalt, mit Ölfarbe, sein Vater aber wolle es mit dem Beil in Stücke schlagen. Ob er, der Student, das Bild im Estrich meines Hauses verbergen dürfe, bis er es später einmal in einer eigenen Wohnung an die Wand hängen könne?

Wir schleppten das verdächtige Paket in meine Stube und enthüllten den Inhalt. Meine junge Frau konnte sich, als sie hinzutrat, hellen Lachens nicht erwehren. Aus dem Paket kam nämlich ein grosses, hochformatiges, erstaunlich gut gemaltes Gemälde ans Tageslicht, darstellend einen Holzstoss in lodern den Flammen. Aus diesem und der aufwirbelnden Rauchsäule entschwebte eine schöne, nackte Mädchengestalt. Vor dem Feuer ein kniender Jüngling, das Selbstbildnis des Studenten, mit hoch erhobenen Armen und flehenden Blicken sein Mädchen anbietend.

Das Gemälde wanderte nun, so wie es der Student wünschte, in meinen Estrich. Dort harrete es viele Jahre seiner Auferstehung. In nicht wenigen Fällen entwickelten sich aus solcher Vertrautheit zwischen Schüler und Lehrer Jahrzehnte überdauernde Freundschaften.

Abschliessend sei ein Episödlein erzählt, welches ebenfalls zeigt, dass unsere Studenten keineswegs nur sture Techniker sind, sondern auch echte Musensöhne.

Es geschah im Jahre 1923 in einem Vermessungskurs in Beckenried am Vierwaldstättersee. Hoch über dem Dorfe in ei-

nem hübschen Häuschen, grün umfungen von beschirmendem Gesträuch, hauste die berühmte Dichterin Isabella Kaiser. Eine Studentengruppe unseres Kurses hatte jenes Gelände zu topographieren und war dabei genötigt, in Isabellas Gärtlein einzudringen. Da näherte sich drohend die Gnädige und warf die braven Knaben zum Gartentor hinaus. Die Rache liess nicht lange auf sich warten. Am folgenden Morgen prangten zwei grosse Schrifttafeln aussen an dieser Himmelspforte:

Die erste Tafel:

«Oh Wanderer, kehr' nicht hier ein, Isabella, die will einsam sein!»

Die zweite Tafel:

«Gern weiche ich von dieser Stell', du alte Schachtel Isabell.»

Literatur:

Eduard Imhof: «Es war vor sechzig Jahren.» In: Festschrift Dr. h.c. Hans Härry 80 Jahre, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Photogrammetrie und der Wild Heerbrugg AG, 1976.

Un welsche en Kulturtechnik – souvenirs d'il y a cinquante ans

Pierre Regamey

Der ehemalige Professor für Kulturtechnik an der ETH Lausanne erinnert sich an sein Studium an der ETH Zürich mit seinen damaligen Professoren, aber auch an das Niederdorf und die «Oepfelkammer» ...

L'ancien professeur en génie rural à l'école polytechnique fédérale de Lausanne se rappelle ses études à l'école polytechnique fédérale de Zurich avec ses professeurs d'antan ainsi que le Niederdorf et la «Oepfelkammer» ...

Les initiateurs des festivités du 100^{ème} anniversaire de la Section VIII ont voulu connaître les souvenirs d'un welsche, les miens. Merci. J'apprécie le témoignage qu'ils rendent à ma mémoire. Ils la croient restée fidèle, malgré l'usure d'un demi-siècle.

La mémoire de l'étudiant, c'est un peu comme celle du militaire. Avec le temps, elle ne retient que les meilleurs moments. Elle oublie les mauvais, à moins qu'ils aient été assortis de facettes humoristiques. Mon propos sera donc celui de l'optimisme.

Avant d'écrire ces quelques lignes, je suis retourné vagabonder au «Niederdorf». Dans ma lointaine jeunesse estudiantine,

c'était un des pôles d'attraction pour les romands expatriés en terre zuricoise. Tout au moins pour les étudiants dont la conscience n'était pas seulement dirigée par les vertus cardinales. Côté Poly, raison naturelle du séjour sur la Limmat, j'étais déjà fixé. J'avais suivi le transfert depuis l'austère édifice de la Rämistrasse vers le Höggerberg. Le site m'a séduit, même si mon avis ne fait pas l'unanimité. Mais allez mettre tout le monde d'accord sur une oeuvre architecturale! Il est vrai que, après trois ans à l'Ecole d'Ingénieurs de l'Université de Lausanne, ancêtre de l'EPFL, j'arrivais au moment où W.-A. Prestre écrivait son livre «Bohème escholière». Il commence par ces mots: «C'est long, c'est

plat, c'est gris ... C'est le Poly.» La décence m'empêche de citer toute la phrase.

Donc, côté Poly, c'est mieux.

Côté «Niederdorf», déception. C'est méconnaissable. Je ne retrouve pas «ma» Marktasse, où j'ai vécu de beaux jours. Les vieilles tavernes enfumées ont été modernisées, sophistiquées. «L'Oepfelkammer», ce n'est plus ça. Dénaturé, à mon goût tout au moins, n'en déplaît à ses propriétaires. C'est devenu la «Gottfried-Keller-Stube». Le romand, nouveau venu, devait subir l'épreuve de la poutre à l'Oepfel. Pour ceux qui ne l'ont pratiquée, ni vue, voilà le scénario: Dans la charpente, très compliquée, de la vieille Weinstube, une poutre laisse un vide étroit sous le plafond. Il s'agit de s'y propulser depuis le sol, sans aide. L'escale, au sommet, en position horizontale et inconfortable implique de boire un «ganz». Pour les postulants à une société d'étudiants, l'épreuve était redoutée tout autant que celle d'un examen propédeutique ou du plan du statisch bestimmte einfache Blaken. Pourtant ce plan représentait un des premiers pas vers les techniques savantes et glorieuses du futur ingénieur.

Dans le même temps que celui de la poutre de l'Oepfel, des camarades, non romands ceux là, de sociétés aux disciplines rigoureuses, exprimaient leur prestige et leur dignité par un visage balafé du «Schmiess» issu d'un duel à la rapière.